

HANS G. GÜTERBOCK

## Erinnerungen an das alte Boğazköy-Archiv und die Landschenkungsurkunde VAT 7436

Ich hoffe, mein Freund Horst Klengel wird es mir nicht verübeln, wenn ich zu seiner Festschrift nur eine Plauderei über meine Erinnerungen an das alte Boğazköy-Archiv beisteuere. Ich wollte nicht versäumen, Herrn Klengel meine Verbundenheit und meine Bewunderung dafür auszudrücken, wie er in schwierigen Zeiten die Fahne der reinen Wissenschaft hochgehalten und die Weiterarbeit an den Boğazköy-Texten gefördert hat.

Das Boğazköy-Archiv war vor dem Zweiten Weltkrieg in dem Säulengang untergebracht, der am Ufer der Spree entlangführt und ursprünglich einmal die Nationalgalerie in weitem Bogen umgab. Als Ausgangspunkt der Beschreibung muß das Magazingebäude dienen, das zwischen der Nationalgalerie und dem Ufer steht. Seinen offiziellen Namen habe ich nie erfahren; wir nannten es respektloser Weise den „Schuppen“. Im Erdgeschoß waren Mumien untergebracht, die nicht in der Ägyptischen Abteilung ausgestellt werden konnten. Das Obergeschoß enthielt die Dienstwohnung des Ehepaars Eheloff. Eheloffs Arbeitszimmer war in dem Teil des Säulenganges untergebracht, der der Straße zu, d. h. ungefähr nach Süden, an das Magazingebäude anschließt und auf dieser Seite der einzige ausgebaute Teil war. Alle anderen Räume lagen auf der anderen Seite, d. h. in dem Trakt, der nördlich an den Schuppen anschließt. Alle Arbeitsräume befanden sich im Obergeschoß des Säulenganges, während das Untergeschoß als Magazin diente. Die ersten Räume nahm das Chemische Laboratorium ein. Es folgte die photographische Abteilung, die von Frau Eheloff verwaltet wurde und drei Räume umfaßte: den Aufnahmeraum, die Dunkelkammer und das Photoarchiv. Daran schlossen sich zwei Zimmer an, in denen die Tontafeln aufbewahrt waren. Sie waren von außen durch ein Treppenhaus zugänglich. Jedes Zimmer hatte einen Schreibtisch und wurde im Winter mit einem Kachelofen geheizt. Mindestens ein Zimmer hatte Anschluß an das Haustelephon. Nur die Boğazköy-Tafeln, die Eigentum des Museums und daher mit dem Kennzeichen VAT inventarisiert waren, waren in verschließbaren Schränken untergebracht. Die weitaus zahlreicheren, mit Bo registrierten Tafeln, die ja Eigentum der türkischen Antikenverwaltung waren, und sich nur als Leih-

gabe in Berlin befanden, mußten sich mit offenen Regalen begnügen. In diesen Zimmern arbeiteten verschiedene Gelehrte an der Aufarbeitung und Veröffentlichung der Boğazköy-Texte. Einer von ihnen war Arnold Walther, der, wie erinnerlich, hauptsächlich Orakelanfragen kopierte. Er nannte sie „Wahrsagetexte“; er schrieb auch „nach Lichtbild kopiert“ und verwendete durchweg die deutsche Handschrift. Ungefähr 1930 wurde er als Hethitologe an das Oriental Institute der University of Chicago berufen, wo er leider früh verstarb. Die Tatsache, daß die Hethitologie dort schon einmal vertreten war, bereitete den Weg für meine Berufung nach Chicago im Jahre 1949. Auch Albrecht Goetze, der bekanntlich hauptsächlich historische Quellen veröffentlichte, arbeitete in diesen Räumen.

Ehelolf führte mich schon relativ früh in die Kunst des Kopierens ein. Da ich während der akademischen Ferien bei meinen Eltern in Berlin wohnen konnte, fing ich auch bald an, Texte zu kopieren. Mein erstes Heft, „Hethitische Festrituale“, KUB XXV, erschien 1930 unter der Aufsicht Ehelolfs. Im Laufe der Jahre kamen auch andere Besucher. Ob Ferdinand Sommer auch in diesen Räumen gearbeitet hat, ist mir nicht erinnerlich. Als er seine „Ahbijavā-Urkunden“ vorbereitete, studierte er die Tontafeln zusammen mit Ehelolf in dessen Amtszimmer. Bei einer späteren Gelegenheit war Viktor Korošec in Berlin, um die hethitischen Staatsverträge zu kollationieren. Er war Rechtshistoriker und hatte in Leipzig unter Paul Koschaker seine politisch-historische Analyse dieser Texte vorbereitet. Er wurde dann Professor an der Universität von Ljubljana.

Ich möchte ein paar Worte der Technik widmen, mit der Tontafeln kopiert wurden. Die Herstellung der ersten KUB-Hefte habe ich nicht miterlebt. Ehelolf erzählte mir, daß Hrozný beim Kopieren der Texte für KBo V und VI eine gelbe Flüssigkeit habe als Tinte verwenden müssen. Der Umstand, daß sie sich vom Papier nicht deutlich abhob, sei der Grund dafür gewesen, daß an vielen Stellen die Schraffur zu dicht ausgefallen sei.

Als ich anfing, hatte Ehelolf es eingeführt, daß man eine Art von hellblauem Millimeterpapier verwendete, auf dem etwas stärkere Linien gezogen waren, die die Zeilenabstände festlegten. Der Abstand zwischen diesen Linien war etwa 6,6 mm, so daß auf 2 Zentimeter jeweils drei Linien entfielen. Diese Linierung ermöglichte es, in der Keilschrift kleine Zeilenabstände zu lassen, die die Benutzung der Texte erleichterten. Bei der photographischen Übertragung der Seiten auf die Druckplatten verschwand das hellblaue Netz, so daß nur die Schrift stehenblieb. Sie mußte tiefschwarz sein. Zu diesem Zweck schrieben wir die Keilschrift in chinesischer Tusche mit Zeichenfedern. Da Tusche sehr schnell trocknet, mußte man die Feder sehr oft wischen. Dabei bestand die Gefahr, daß kleinste Fasern von dem Läppchen in der Feder hängenblieben, was erneutes Reinigen erforderte. Um diesem Übel abzuhelfen, führte Ehelolf die Verwendung von Zunder ein. Zunder ist das Produkt einer Pilzart, Feuerschwamm genannt (Knaut), das vor der Erfindung des Zündholzes zum Feuermachen diente. Kleine Läppchen aus diesem Material müssen wohl in Geschäften für

Künstlerbedarf zu haben gewesen sein. Ich habe mein Stückchen Zunder noch viele Jahre benutzt. Noch später fand Ehelolf eine tiefschwarze reguläre Tinte, die man mit gewöhnlichen Schreibfedern benutzen konnte. Sie wurde unter dem Namen Eisengallus-Tinte geführt. Ich erinnere mich, daß ich ein Fläschchen dieser Tinte bei mir hatte, als ich im Herbst 1934 im Istanbuler Museum den Mešedi-Text kopierte (Bo 2002, IBoT I 36, 1944; *The Hittite Instruction for the Royal Bodyguard*, Chicago 1991). Ein paar einzelne Ereignisse jener Zeit sollen hier festgehalten werden. Ich erwähnte, daß die Bo-Tafeln auf offenen Regalen aufbewahrt waren. Jede Tafel lag in einer niedrigen offenen Schachtel, an der das Nummernschild befestigt war und in die Notizzettel mit Angaben über Veröffentlichung oder Anschlüsse eingelegt wurden. In der damaligen Berliner Luft bedeutete das, daß die Tafeln stark einstaubten. Der Umstand, daß auf dem gegenüberliegenden Spreeufer die Stadtbahnzüge mit Dampflokomotiven verkehrten und daß auch die Schlepper auf dem Fluß oft schwarzen Rauch ausspieen, trug wesentlich zur Verrußung bei. Eines Tages beschloß Frau Ehelolf, daß die Tafeln gereinigt werden sollten und zwar mit meiner Hilfe. Unsere Methode wäre heute wohl auch in Deutschland streng verboten: Wir bliesen den Staub zum Fenster hinaus. Wir benutzten einen almodischen Staubsauger, an den man den Schlauch auch hinten ansetzen konnte und lenkten den Luftstrom, am offenen Fenster stehend, erst über das Tafelfragment allein und dann in die leere Schachtel.

Ein anderes Erlebnis war ernsterer Natur. Eines Tages besprach Ehelolf einen hethitischen Text mit mir, ich weiß nicht mehr in welchem Zusammenhang. Dabei stießen wir auf ein unbekanntes Wort. Ehelolf konsultierte die Wörterbuchzettel ohne Erfolg. Er fand aber einen unveröffentlichten Beleg in seiner privaten Kartei von unpublizierten Texten. Mit dieser Nummer und derjenigen des bekannten Textes schickte er mich zu seiner Frau mit der Bitte, mir die beiden Tafeln herauszugeben. Die beiden Fragmente waren in Ton und Schrift einander sehr ähnlich. Ich versuchte sie zusammenzusetzen, und in der Tat ergab sich ein guter Anschluß. Ich freute mich und Frau Ehelolf beglückwünschte mich. Sie muß es wohl am Abend ihrem Mann erzählt haben. Am nächsten Tage zitierte mich Ehelolf zu sich. „Sie haben diesen Textanschluß für sich in Anspruch genommen. Wie kommen Sie dazu? Sie haben ihn doch von mir.“ Ich hatte in gutem Glauben angenommen, daß er mir nur den Beleg für das unbekannte Wort gegeben hatte, und daß ich die Zusammengehörigkeit bemerkt hätte. Vermutlich hatte er der Karteikarte mehr über den Inhalt entnommen, als er mich wissen ließ. Für mich war es eine schmerzliche Lektion darüber, daß zu einem „join“ mehr gehört als der physische Zusammenschluß.

Ein anderes Ereignis hat mir schwer auf der Seele gelegen. Im Anschluß an die Siegelfunde der Ausgrabung von 1933, der ersten an der ich teilnahm, erwachte das Interesse an den Siegelabdrücken aus Boğazköy unter den Beständen des Museums, vor allem an den Siegelabdrücken auf den Landschenkungsurkunden. Eine von diesen wollte ich mit Ehelolf besprechen. Auf

dem Wege vom Tontafelarchiv zu seinem Arbeitszimmer muß ich noch andere Gegenstände in der Hand gehabt haben. Um eine Hand zum Öffnen einer Tür freizumachen, versuchte ich, die Tafel in ihrer kleinen Schachtel auf einem Fensterbrett abzustellen, ohne zu bedenken, daß dieses zu schmal war. Die Tafel fiel auf den Boden und zerbrach. Ich war natürlich aufs tiefste erschrocken und hatte kein anderes Bestreben als herauszufinden, ob sich dieser Schaden würde beheben lassen. Ich ging daher zuerst ins Laboratorium, das ja auf dem Wege lag und lieferte die Tafel dort ab. Sie wurde in der Tat in kürzester Zeit aufs beste repariert.

Durch diese verständliche Eile versäumte ich es, eine interessante Beobachtung anderen zu zeigen und photographisch festzuhalten zu lassen. Es handelt sich um die Urkunde VAT 7436 mit dem Siegel eines Huzzija, wahrscheinlich des Zweiten (Siegel aus Boğazköy I Nr. 85; Keilschriftkopie ebd. S. 74f. als T(ext) 2, Photographie ebd. Tafel V). Die Tafel war horizontal zerbrochen, etwa so, wie man eine Semmel aufschneidet, so daß zwei Flächen sichtbar wurden. In diesen Flächen lagen deutlich die Kanäle von Schnüren, die dann durch das Loch am unteren Rande der Vorderseite ins Freie traten.

Diese Beobachtung scheint mir auch heute nach über sechzig Jahren noch wert zu sein, der Fachwelt bekannt gemacht zu werden.

In der Hoffnung, man könnte die geklebte Tafel wieder öffnen, wandte ich mich durch die Vermittlung von Johannes Renger an das Vorderasiatische Museum. Ich erhielt von Frau Evelyn Klengel, der Direktorin des Museums, den Bescheid, daß das nicht möglich sei. Statt dessen fertigte man eine Röntgenaufnahme an, von der mir Frau Klengel einen Abzug schickte mit der Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen (Abb. 1). Sie fügte auch eine Handskizze bei. Etwas später schickte mir Herr Marzahn eine Zeichnung, die Frau Warner angefertigt hatte (Abb. 2). Außerdem hatte Herr Marzahn Frau Warner gebeten, die Linienführung der Schnüre in eine starke Pappe einzuritzen, damit ich sie mit dem Finger nachfahren könne, eine Aufmerksamkeit, für die ich besonders dankbar bin. Auf meine Bitte zog meine Frau diese Einritzungen schwarz nach, so daß auch ich ihren Verlauf sehen kann.

Frau Klengel schrieb, sie habe den Eindruck, daß der runde Siegelabdruck als fertiges Stück in die Tafel eingelassen gewesen sei. Diese Theorie habe ich schon früher gehört. Ich gestehe, daß ich mir den Vorgang technisch nicht vorstellen kann; auch verstehe ich nicht, welchem Zweck er gedient haben sollte. Das Beispiel SBo I Nr. 86 B, bei dem an dem runden Siegelabdruck noch Teile der Tafel erhalten sind, scheint mir gegen diese Theorie zu sprechen, aber da ich nicht mehr in der Lage bin, die Stücke in Augenschein zu nehmen, enthalte ich mich des Urteils.

Wie die Abbildungen zeigen, lagen in der Tafel VAT 7436 fünf Schnüre, die unten bei dem Loch zusammenlaufen und oben frei, d. h. ohne Knoten enden. Der sie umgebende Ton muß sie genügend festgehalten haben. Wozu haben diese Schnüre gedient? Die nächstliegende Antwort ist, daß an jeder von ihnen



Abb. 1 VAT 7436: Röntgenaufnahme.

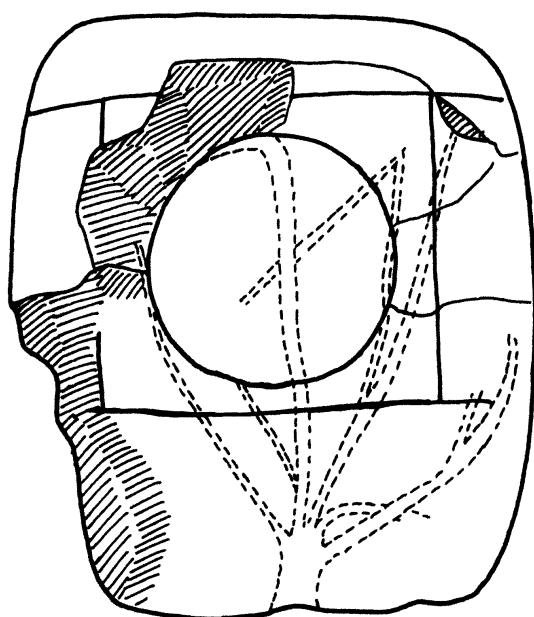


Abb. 2 VAT 7436: Unterzeichnung nach der Röntgenaufnahme.

ein Siegel hing. Dabei denkt man natürlich zuerst an die geläufige Form der Bullen, aber auch Abdrücke auf anders geformten Tonklumpen wären möglich. Die nächste Frage ist die, warum an einer Urkunde fünf Siegel hängen. An sich kämen in Frage: Der Empfänger der Schenkung, Zeugen und der Schreiber der Tafel. (Vergleiche die Schlußformel SBo I S. 49 unter e). Auf der Tafel VAT 7436 sind fünf Zeugen genannt. (T2 Rs. 8–12). Das läßt die Möglichkeit offen, daß nur die fünf Zeugen ihre Siegel angehängt hatten, oder aber eine Kombination von Empfänger und/oder Schreiber und einigen Zeugen.

Wie schon SBo I S. 47 bemerkt, zeigt das Fragment von T13 in der Bruchfläche ebenfalls Schnurkanäle (SBo I S. 81). Hier erkennt man sechs konvergierende Kanäle und wohl noch einen einzelnen. Die Rückseite ist leider zu schlecht erhalten, als daß man die Anzahl der Zeugen feststellen könnte. Vergleiche auch das Fragment T15 auf Tafel V. Außerdem erinnerte mich Oğuz Soysal an die Ausführungen H. Ottens, Archäologischer Anzeiger 1991, S. 346, wonach eine der Urkunden Ḥantilis II. so gebrochen ist, daß man in der Bruchfläche drei Schnurkanäle sieht. Die Rückseite der Tafel mit den Zeugennamen ist nicht erhalten.

Obwohl also die Schnurkanäle auch von anderen Beispielen bekannt sind, liefert VAT 7436 zum ersten Mal die Möglichkeit, die Anzahl der Schnüre mit der Zahl der Zeugen zu vergleichen. Typologisch stellt sich das Siegel auf VAT 7436 gut zu denjenigen auf den neugefundenen Landschenkungsurkunden mit der Rosette als einzigm Motiv des Mittelfeldes.

Mein Dank gilt, außer den genannten Damen und Herren in Berlin, Herrn Dr. Oğuz Soysal, Research Associate am Chicago Hittite Dictionary und meiner Frau, die mir bei der Abfassung dieses Artikels auf Schritt und Tritt geholfen hat.

The Oriental Institute  
The University of Chicago  
September 1995